

# PETER DEGNER

... UND ICH DREH  
MICH NOCH MAL UM  
VOM GRABREDNER  
ZUM IMPRESARIO

MIT BILDTEIL

neues leben

### **Über das Buch**

Hildegard Knief war ihm eine enge Vertraute. Ray Charles überredete er zu einem seiner letzten Liveauftritte und platzierte ihn eindrucksvoll vor Fabrikschloten. Und auch Michail Gorbatschow folgte seiner Einladung nach Leipzig: Peter Degner – Veranstalter, Entertainer, Kulturförderer.

Die Liste derer, die der Impresario in den letzten fünfundzwanzig Jahren auf die Bühne geholt hat, liest sich wie das Who is Who der Musik- und Filmbranche. Und diese bietet ein reiches Repertoire an Anekdoten. Ob Klassik oder Jazz, Chanson oder Schlager: Seine Events sind legendär, so wie er selbst. Ein Stehaufmännchen, reichlich kurios dazu und streitbar. Doch als ehemaliger Grabredner weiß er, dass das Leben von Zufällen bestimmt und nicht selten so aberwitzig wie eine Posse ist.

### **Über den Autor**

Peter Degner, 1954 in Leipzig geboren. Nach seiner Lehrzeit in einem Modegeschäft und dem Armeedienst in der Kulturabteilung war er viele Jahre als Grabredner tätig. 1989 gründete er eine Ein-Mann-Veranstaltungsagentur und holt seitdem regelmäßig Weltstars auf Leipzigs Bühnen. Zudem engagiert er sich in der Peter-Degner-Stiftung für die örtliche Kulturszene.

## Bildnachweis

Peter Degner privat (I, II u. re., III o., III u. li., III u. re., VI o., VI u., VII, IX mi., IX u., XI, XII u., XIV o. li.)

Leider war es uns trotz umfänglicher Bemühungen nicht möglich, jeden Urheber ausfindig zu machen. Selbstverständlich bleiben trotzdem alle Urheberrechte gewahrt, ebenso etwaige Honoraransprüche.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Verlag Neues Leben – eine Marke der  
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01872-2

1. Auflage 2018

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske  
unter Verwendung eines Cartoons von Christine Dölle

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# INHALT

<i>Geleitwort</i> .....	11
<i>Ein Wort vorweg</i> .....	12

## ICH WERDE KÜNSTLER!

KAPITEL 1 .....	17
<i>Erste Bilder / Panoptikum Familie oder: »Jetzt mal ein schönes Lächeln!« / Mein Vater / Pfarrer, Kindergartentanten und die Kunst / Schulzeit / Genrebilder alter Tage</i>	
KAPITEL 2 .....	36
<i>Was soll aus dem Jungen bloß werden? / Wie das anfing / Erste Begegnung mit Hildegard Knief / Das Glück des Einzel- gängers / Herzklopfen kostenlos / Onkel Fritz Adolf Hünich / Die Schönheit und das Nutzlose / Tante Gerti, die Fürstin / Luxus als Selbstverständlichkeit / Alles offen, vieles möglich</i>	
KAPITEL 3 .....	67
<i>Soldat Degner / Doktor Mühlheim / Der Verrückte von Labor 4 / »Ich weiß, was ich tue« / Pittiplatsch und Schnatterinchen</i>	
KAPITEL 4 .....	83
<i>Friedhofsjahre / Im Panoptikum / Kundenservice / Gretchenfragen / Die lieben Kollegen</i>	

KAPITEL 5 .....	104
<i>Gespensstergeschichten aus einem sterbenden Land / Der Mann mit dem Blumenstrauß / Charlie / Russengeschichte / Friedhofslektionen fürs Leben / Zwei Welten / DDR, adieu</i>	
WAS HABEN WIR GELACHT!	
KAPITEL 6 .....	133
<i>Abende mit besonderen Noten / Treff mit P.D. / Von einem Ort zum anderen / »Verweile doch ...« / Mensch unter Leuten / Die Sache mit der guten Sache / Gelbe Rosen / Fracksausen und Bodenhaftung</i>	
KAPITEL 7 .....	149
<i>Fritz Rau / Auf der Jagd nach der Raubkopie / »Ich bin der Fritz« / »... der macht das etwas anders als ihr!« / Eitelkeiten / Ratschläge vom alten Fritz</i>	
KAPITEL 8 .....	162
<i>Ein Abend mit Christiane Hörbiger / Eine rätselhafte Verwandlung / Die, die bloß lesen</i>	
KAPITEL 9 .....	168
<i>Maximilian Schell / Geist unter Geistern / Eine Frage der Nationalität</i>	
KAPITEL 10 .....	179
<i>Ray Charles / Ein Lebenstraum / Made in Hongkong / Parkplatzsuche, blutige Füße und Raffinerien bei Nacht / Die Sache mit der Arbeitsmoral / Feiern des Glücks</i>	

KAPITEL 11	
<i>Michail Gorbatschow / Die Politik am Telefon / Quartiersuche</i>	191
KAPITEL 12	
<i>Zubin Mehta / Rauf aufs Fass! / Die Eintracht süßer Töne</i>	199
KAPITEL 13	
<i>Chanson parisienne / Wenn die Wunschfee käme</i>	207
KAPITEL 14: <i>Hildegard Knef / Degner gegen Devisen / Spiralen der Erinnerung</i>	216
KAPITEL 15	225
<i>Mutter / »Bei dir piept's wohl!« / Eine Schachtel Mon Chéri / Baileys-Geschichten / Ein letztes Bild</i>	

## DAS MEER UM DEN ELFENBEINTURM

KAPITEL 16	237
<i>Ein bunter Blumenstrauß Desaster / Stilblüten und andere Ärgernisse / 1000 Jahre Leipzig / »Classic Open«</i>	
KAPITEL 17	245
<i>Eine Posse aus der Provinz</i>	
KAPITEL 18	259
<i>Ein Strauß schöner Erinnerungen</i>	
<i>Auf ein letztes Wort</i>	266
<i>Danksagung</i>	267

## GELEITWORT

*von Professor Kurt Ulrich Mayer*

Im digitalen Zeitalter ein Buch im analogen Format mit der Lebensgeschichte eines Mannes zu befüllen, der vom Grabredner zum Impresario mutiert ist, könnte die Frage aufwerfen, ob man nicht um die Bäume trauern sollte, die für dieses Werk gefällt worden sind. Aber nein, man muss nicht trauern!

Vielmehr dürfen sich die Leserinnen und Leser auf die interessante Lebensgeschichte eines Mannes freuen, der zu einem bekannten Gesicht der Stadt Leipzig geworden ist, zu einem bunten Hund gewissermaßen. Dass ihm der Schalk von Anbeginn im Nacken gesessen hat, zeigt sich in jeder seiner anekdotenhaften Geschichten.

Nach 1989 holte er zahlreiche Weltstars in unsere Stadt, setzte sich ein Denkmal mit den »Classic Open« und begeisterte damit über dreiundzwanzig Jahre Jung und Alt. Zu vielen der Künstlerinnen und Künstler pflegt er bis heute eine enge freundschaftliche Beziehung.

Sein Erfolg hat auch Neider. Peter Degner könnte ein Lied darüber singen. Doch statt mit seinen Widersachern voller Groll abzurechnen, verneigt er sich vor dieser weltoffenen, liebenswerten Stadt und vor seinem Publikum – und schenkt ihm einen ganz persönlichen Blick hinter die Kulissen.

Dem Buch kann man nur viel Erfolg wünschen und dem Autor zurufen: »Ad multos annos!«

## EIN WORT VORWEG

Man sagt, ein Mensch, der zurückschaut auf sein Leben, schaue vor allem in sich hinein. Erinnern also als eine Form des Resümees, der Selbstvergewisserung. Der Selbsterkenntnis?

Oder, auch das sagt man, wer reist, bilde sich. Und die besten Reisen seien die, die man im Geiste mache. Was wiederum für Lebenserinnerungen fraglos zutrifft.

Eine solche kleine Lebensreise ist es, die ich auf den Seiten dieses Buches unternehme und an der teilzunehmen ich Sie gern einladen möchte.

Nun will ich, was meine Person, meine Biografie betrifft, nicht so weit gehen zu behaupten, dass diese Flussfahrt stromabwärts, die jedes Leben letztlich ist, für die geistige Bildung der geneigten Leserin und des geneigten Lesers großartig hilfreich sein wird. Was das angeht, lohnt sich die Lektüre von Büchern wie »Dichtung und Wahrheit« oder selbst »Der geschenkte Gaul« sicher weit mehr. Aber dennoch habe ich die, so glaube ich, nicht ganz unberechtigte Hoffnung, dass die Tiefen und Untiefen, die Strudel und Sandbänke meines Lebens, dass die zahllosen Begegnungen mit Menschen – seien es die Berühmten aus dem Rampenlicht oder die weniger Berühmten aus dem Schatten, die man oft nicht sieht oder sehen will –, dass meine unterschiedlichsten Erfahrungen aus der Welt der Unterhaltung, der Kunst, nicht zuletzt aus zwei politischen Systemen, dass all die mitunter recht eigentümlichen, oft amüsanten, manchmal traurigen Erlebnisse und Anekdoten, die sich dieser, meiner Lebensflussreise verdanken, für die Leserschaft vielleicht nicht nur erheiternd, sondern gelegentlich auch erhellend sein können.

Und so lasse ich mich nun guter Dinge durch meine Lebenserinnerungen treiben – und dabei hoffentlich nicht zu



sehr gehen –, auf dass die Leserschaft damit guten Gewissens und hoffentlich bestens unterhalten ein paar Stunden der eigenen Lebenszeit verbringen möge. Und ich dreh mich noch mal um, für einen letzten Blick – auch auf eine Welt, die in mancherlei Hinsicht so, wie ich sie kennengelernt habe, längst nicht mehr existiert.

*Ich werde Künstler!*

## KAPITEL 1

### *Erste Bilder*

Meine Mutter wollte mich nicht.

Vielleicht ist es seltsam, mit einem solchen Satz seine Lebenserinnerungen zu beginnen. Mit einem Satz, der so dramatisch und dunkel klingt. Und fürchten lässt, dass darauf eine trübsinnige Leidensgeschichte folgt. Aber keine Sorge, das Gegenteil wird der Fall sein. Und doch muss ich mit diesem Satz anfangen. Also, noch einmal:

Meine Mutter wollte mich nicht.

Sie ist verzweifelt herumgerannt, als sie mit mir schwanger war, sie wollte abtreiben. Was damals nicht so einfach war, in den fünfziger Jahren. Auch in der DDR nicht. Neue Zeit hin, Sozialismus her – die Moral war noch bürgerlich. Oder tat wenigstens so. Und meine Mutter, die hat sich geschämt. Geschämt, in ihrem Alter – sie war damals einundvierzig – noch einmal ein Kind zu bekommen. Noch einmal Mutter zu werden. Mutter zu sein. Sein zu müssen. Es kam ihr ungebührlich vor.

Das hat sie mir später so erzählt, mit diesem Wort: ungebührlich. Ich erinnere mich sehr genau daran, wie sie vor mir saß, wie sie die Hände und mit sich selbst rang, wie sichtlich schwer ihr das fiel, dieses Geständnis. Wie sehr es sie auch nach all den Jahrzehnten noch quälte, allein den Gedanken an eine Abtreibung zugelassen zu haben. Und dann ihre Beteuerungen, wie froh sie sei, es doch nicht getan zu haben. Interessanterweise konnte sie nicht mal mehr mit Bestimmtheit sagen, was sie letztlich davon abgehalten hat. Allein die Schuldgefühle, weil sie diesen Schritt ernsthaft in Erwägung gezogen hatte, trug sie lange mit sich herum.

»Ich habe oft Abbitte geleistet«, sagte sie mir mit Tränen in den Augen. Ich war dreißig Jahre alt, als ich diese Beichte zu hören bekam, und von ihr keineswegs geschockt. Ich

war, wenn ich ehrlich sein soll, nicht mal sonderlich überrascht. Als Kind bekommt man ja einiges mit, durch diesen sechsten Sinn für die subtilen Spannungen, für die kleinen Familiengeheimnisse, die ihre Schatten werfen und über die oft hinweggelächelt wird. Man kann es nicht rational benennen, aber man erspürt es, wie vage auch immer.

Zugleich hatte ich nie das Gefühl, meiner Mutter irgendetwas verzeihen zu müssen. Nicht nach dieser Beichte und auch nicht davor. Für mich änderten ihre damaligen Skrupel an unserem Verhältnis nichts. Höchstens, dass es unsere Nähe zueinander noch verstärkte. Nie hatte ich einen Grund, an der Liebe meiner Mutter zu zweifeln, und der spürbare Schmerz, den es ihr bereitete, diesen Abtreibungsgedanken überhaupt jemals gehegt zu haben und nun vor mir einzugestehen, zeigt, warum.

Etwas anderes ist es, was für mich an dieser Geschichte interessant, vielleicht sogar bedeutend ist: Einmal mehr nämlich die Tatsache, von welchen Zufällen und Launen unsere Existenz mitunter abhängt. Und zwar ohne dass uns diese Zufälle und Launen überhaupt bewusst sind. Wie willkürlich und oft aberwitzig die Umstände sind, die zu unserem Dasein führen, die es bestimmen und prägen. Fäden, mal mehr, mal weniger spürbar, an denen wir gleich Marionetten hängen. Leben, eines Narren Fabel nur ... Das ist etwas, das meinen Blick auf das Leben, mein Denken, seit jeher geprägt hat.

Ich hätte also nicht da sein sollen. Ich war nicht gewünscht und bin dann doch – und auch daran habe ich nie gezweifelt – unter einem glücklichen Stern geboren. Aber einem, der sich ebenfalls durch nicht immer glückliche Konstellationen positionierte. Eine andere Geschichte spielt da mit hinein und muss erzählt werden. Auch sie beginnt, man möge es mir nachsehen, mit einem dramatischen, dunklen Satz: Die Mutter meiner Mutter hat sich das Leben genommen.

Das war ein gutes Stück vor meiner Geburt, was aber nicht heißt, dass dieser Fakt nicht auch mein Leben

geprägt hat. Meine Großmutter war verheiratet mit Karl Werfel, einem entfernten Verwandten des Schriftstellers Franz Werfel – was freilich keine Garantie für einen moralischen Lebenswandel ist. Denn der gute Karl ging fremd. Und seine Frau wusste oder ahnte vielleicht auch nur, dass es da eine Andere gibt.

Eines Tages verfolgte sie heimlich ihren Mann, bis zum Haus seiner Geliebten, bis zu deren Wohnung. Nach einer Weile des Zögerns klingelte sie. Karls Geliebte öffnete, im Morgenmantel. Meine Großmutter fragte: »Kann ich mal Herrn Werfel sprechen?« Die andere darauf, in die Wohnung rufend: »Karli, für dich!« Und da kam er dann, der Karli. In Hosen und im Unterhemd, über das er sich gerade noch die Hosenträger streifte. Bevor er etwas sagen konnte, drehte seine Ehefrau sich wortlos um, ging nach Hause und erhängte sich.

Genau an diesem Tag fuhr meine Mutter mit meinem Bruder in der Straßenbahn an dem Haus vorbei, in dem ihre Eltern wohnten. Mein Bruder quengelte, wie es Kleinkinder tun: »Omi gehen! Omi gehen!« Doch meine Mutter verweigerte ihm den Wunsch: »Heute nicht, Detlev.«

Auch das hat sie ein Leben lang nicht verwunden. Dieser kleine Satz »Heute nicht« und der mit ihm verbundene Gedanke, dass die Tragödie, der Selbstmord ihrer Mutter, vielleicht hätte verhindert werden können, wenn sie nur dem Wunsch ihres Kindes nachgegeben, zur elterlichen Wohnung gegangen, die Mutter in ihrer Verzweiflung angetroffen, mit ihr gesprochen hätte. Dieses immer wiederkehrende Gedankenspiel: Hätte ich ... Ein Schuldgefühl, irrational, aber deshalb nicht weniger resistent.

Zufälle, Launen. Kleinigkeiten, die über Leben und Tod entscheiden. Des Schicksals aberwitzige Fabeln. So haben zwei Geschichten, die vor meiner Lebenszeit liegen, das Leben anderer geprägt und damit auch mich. Mich, der ich ungewünscht erst, willkommen dann war. Geboren, um mein Narrenstück zu spielen.

*Panoptikum Familie oder: »Jetzt mal ein  
schönes Lächeln!«*

Am 23. Januar 1954 erblickte ich das Licht der Welt. 1954 – das ist das Jahr des »Wunders von Bern«, das Jahr, in dem die Amerikaner im Pazifik eine Wasserstoffbombe zündeten, die die Sprengkraft der Hiroshima-Bombe ums Sechshundertfache übertraf, das Jahr, in dem Bill Haley »Rock Around the Clock« aufnahm. In Berlin wurde das Theater am Schiffbauerdamm zur Spielstätte für Brecht und sein Berliner Ensemble, in Potsdam-Babelsberg die Hochschule eröffnet. Ihr Präsident war Kurt Maetzig, Regisseur von »Ernst Thälmann – Sohn seiner Klasse«, ein Film, der ebenfalls 1954 entstand und der gut hineinpasste in diese Welt, in die ich geboren wurde, die sich sozialistisch nannte und für Filmkunst an der Realisierung großer Menschheitsträume versuchte. Oder es zumindest behauptete.

Nicht dass meine allererste Erinnerung mit derlei zu tun gehabt hätte: Ich liege im Kinderwagen und werfe mit einem mir noch erahnbaren Vergnügen Gegenstände hinaus. Als gelte es, damit die Welt zu beglücken. Eine Rassel, ein Plüschtier, eine Decke ... Und alles wird mir, o Wunder, wieder und wieder zurückgereicht, auf dass ich es, wieder und wieder, in die Welt werfen möge. Sicher kein ungewöhnliches Vergnügen für einen Zweijährigen. Aber warum ist es genau dieses Spiel von Geben und Nehmen, das mir als erstes Erinnerungsbild im Gedächtnis haftet?

Ich hatte blonde Locken, sah damit aus wie ein Engel. Oder wie das süßliche Klischee eines Engels. Oder wenigstens engelhaft genug, um das Lieblingskindermodell im Leipziger Fotoatelier Brüggemann zu werden. Mein Konterfei hing dort im Schaufenster, sehr zum Stolz meiner Eltern. Ob ich ebenso stolz auf diese spezielle Form frühen Starruhms gewesen bin, kann ich nicht mehr sagen. Der Preis dafür war jedenfalls verdammt hoch: schier ewig währendes Stillsitzen im Brüggemannschen Atelier nämlich, im

blendenden und heißen Scheinwerferlicht, ausgeliefert der stets gleichen Litanei, die zwischen »Jetzt nicht bewegen, Peter!« und »Jetzt mal ein schönes Lachen« hin und her pendelte. Die Fotografin hieß Sissy und war, das weiß ich noch genau, eine recht Hübsche. Ihr zuliebe saß ich still und lächelte brav. Im Grunde aber habe ich es gehasst.

Oft sind es ja Kleinigkeiten, die für Kinder zur wüstenweiten Ödnis und Qual werden. Der Besuch bei Onkel Erich, Bruder meines Vaters, und dessen Frau, meiner Tante Livia, gehörte dazu. Bevorzugt zum sonntäglichen Nachmittagskaffee saß ich in einer dunklen Wohnung, in der es nach alten Leuten, nach beengtem, ungeliebten Leben roch. Verbunden mit diesen Besuchen waren gewisse rituelle Notwendigkeiten. So musste ich einen Matrosenanzug und weiße Kniestrümpfe mit antiquierten Bommeln an den Außenseiten tragen. Ebenfalls unverzichtbar war zu Beginn dieser Wüstenreisen, dass meine Mutter vor mir in die Hocke ging, um mit einem spuckefeuchten Taschentuch vermeintlich schmutzige Stellen in meinem Gesicht wegzurubbeln, egal, ob die wirklich dreckig waren oder nicht.

Derart drapiert saß ich dann am Wohnzimmertisch vor trockenem Kuchen, und im Fernsehen lief Irmgard Dürens »Wünsch Dir was«. Ein Klassiker der DDR-Unterhaltung, und bei mir ewig mit dieser sonntäglichen Atmosphäre verbunden, in der der Staub tanzte, während die Zeit stillstand und die Kniestrümpfe zwackten. Was ich mir in solchen Momenten wünschte, kann man sich vorstellen. Genützt hat es freilich nichts, denn nach meiner Meinung fragte niemand. Um es mit dem alten geflügelten Spruch zu sagen: »Wir sind hier nicht bei ›Wünsch dir was.«

Mein »Bitte nicht!«, mit dem ich bevorzugt auf das »Wir müssen mal wieder Tante Livia besuchen« meiner Eltern reagierte, wurde permanent überhört. Mögen diese Besuche einerseits regelmäßig meinen Unmut provoziert haben, offenbarten sie mir andererseits immer wieder Szenen, die ich mit einem gewissen Interesse, mit einer

Mischung aus Distanz und Neugier verfolgte. Kindlich-naives Lauschen, wenn ganz bestimmte Witze in der Stimmung likörbeschwipsten Übermuts gemacht wurden. Wie dieser eine, der sich der unmittelbaren Konkurrenz der zwei Fernsehshows verdankte: »Wünsch Dir was« und »Sind Sie sicher?« mit Karl Gass.

Gass war der »Vater des DDR-Dokfilms« und als solcher einer der Mitbegründer des Leipziger Dokumentarfilmfestivals. »Sind Sie sicher?« war eine populärwissenschaftliche Sendereihe, ein Wissensquiz – und eine Steilvorlage für meinen Onkel: »Wie groß, Verehrteste«, fragte er im Tonfall des Moderators, »schätzen Sie das männliche Glied in erigiertem Zustand?« Die Kandidatin, wie aus der Pistole geschossen: »Achtzehn Zentimeter.« Mein Onkel: »Verehrteste, wir sind hier nicht bei ›Wünsch Dir was‹, sondern bei ›Sind Sie sicher?‹« Schenkelklopfer seliger Zeiten. Ins Lachen mischte sich Mutters besorgtes Mahnen: »Erich, nicht vor den Kindern!«, was die Aufmerksamkeit der anwesenden Kleinen natürlich nur noch schärfte.

Was sich in solchen Momenten bot, war ein Panoptikum, das in millionenfacher Ausführung existiert und doch immer auch einmalig ist: das Panoptikum »Familie«.

In dieses Kuriositätenkabinett gehörte bei uns neben Onkel Erich und Tante Livia ohne Zweifel auch Tante Magda. Die Schwester meines Vaters hatte die Angewohnheit, mir ein paar Groschen mit den Worten »Kauf dir ein schönes Andenken an mich« in die Hand zu drücken. Oder Tante Anna, eine Cousine meiner Mutter, die so knausrig war, dass sie in ihrer spartanischen Wohnung nicht mal Strom hatte. Außerdem hing sie einer religiösen Sekte an, in der man gelegentlich »mit fremden Zungen« sprach, wie in der Familie halb amüsiert, halb gruselnd kolportiert wurde.

Meine eigene, die Kernfamilie, war natürlich über derlei Absonderlichkeiten erhaben. Sicher verankert im Hafen der Normalität. Aber was heißt schon Normalität?





*»Ich will Künstler werden!«, das war mir schon früh klar. Der Kunst und dem Publikum fühle ich mich bis heute verpflichtet – nicht auf, sondern hinter der Bühne*



*Führerschein gegen Theaterkarten: Ohne Theoriekurs und mit nur wenigen Fahrstunden durfte ich schon bald Tante Gerti in ihrem Lada durch die Gegend kutschieren*



*Die »Treff mit P.D.«-Abende fanden großen Anklang, weshalb sie schließlich in Hotelsälen stattfanden. Im Foyer gab's Musik*



*Meine Mutter Gertrud Minna Degner, geborene Werfel, und ich fühlten uns stets innig verbunden*



*Zwanzig Jahre lang traf ich mich mit meinen Freunden Ina und Michael Gräfe samstagsmittags zum Spaghetti-Essen*



*Verschollen im Hotel: Nach einer schweißtreibenden Suchaktion stand Salvatore Adamo schließlich trotzdem auf der Bühne*



*Diese Postkarte von Hildegard Knief erreichte mich Mitte der Achtziger und wurde als Provokation aufgefasst: Erst nach Jahren fand ich sie als Beilage in meiner Stasi-Akte wieder*



*Fan auf Lebenszeit: Nachdem ich Hildegard Knief als Siebenjähriger verfallen war, schrieb ich ihr unzählige Briefe. Bei Honecker bewirkte sie 1988 meine Ausreise. Über die Jahre wurde ich ihr Vertrauter; nächtelang sprachen wir über Musik, das Theater und über das Leben*

STAATLICHES KOMITEE FÜR FERNSEHEN  
BEIM MINISTERRAT DER DDR

STELLVERTRETER DES VORSITZENDEN

Herrn  
Peter Degner jr.

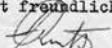
7050 Leipzig  
Sellerhäuser Straße 10

Berlin, den 28. 05. 1985  
Re/Ph

Wertes Herr Degner!

Ihr Brief vom 12. Mai 1985 an Heinz Quermann wurde mir zur Entscheidung übergeben. Auf Ihr Angebot können wir nur zu einer ablehnenden Antwort kommen. Wenn Sie die Knef durch Ihr freundschaftliches Verhältnis so lange kennen, dann wissen Sie den Grund. Es ist die eindeutige antisowjetische Haltung, geäußert in ihrem Roman. Wer mit der Wahrheit so auf dem Kriegsfuß steht, kann nicht über das sozialistische Fernsehen der DDR popularisiert werden. Frau Knef hat bekanntlich auch aus ihrer ablehnenden und minderwertigen Meinung zur DDR nie einen Hehl gemacht. Unsererseits gibt es also keinerlei Interesse.

Mit freundlichen Grüßen

  
Horst Rentz  
Leiter der Fernsehunterhaltung

*Mein Vorschlag, die grandiose westdeutsche Sängerin in den Osten auf die Bühne zu bringen, wurde abschlägig beschieden. Sie sei zu kritisch, hieß es*



*Umgeben von Erb- und Erinnerungsstücken, fühle ich mich in der  
Einsamkeit meiner Wohnung am wohlsten*

## KAPITEL 7

### *Fritz Rau*

Zeit, um zu Fritz Rau zu kommen.

Es muss 1992/1993 gewesen sein, also zwei Jahre nachdem ich meinen »Treff mit P.D.« ins Leben gerufen hatte, als ich einen Mann kennenlernte, auf den ich aus naheliegenden Gründen neugierig und gespannt war. Auch bei dieser Begegnung half mir der Zufall – oder war es eben eine jener glücklichen Fügungen, von denen es in meinem Leben einige gegeben hat.

### *Auf der Jagd nach der Raubkopie*

Hildegard Knef und Udo Jürgens, das waren die zwei Künstler, die ich unbedingt beim »Treff« haben wollte. Für mich gehörten die irgendwie zusammen, verkörperten sie doch eine Form der Unterhaltung, die mehr war als bloße Berieselung. Von meinem Wunsch erzählte ich irgendwann meinem Hamburger Freund Gerhard, inzwischen nicht mehr bei der Teldec, sondern Chef bei der GVU, der Gesellschaft zur Verfolgung von Urheberrechtsverletzungen. In deren Auftrag sollte ich kurz nach der Wende im ganzen Osten Videotheken ausfindig machen. Das muss ich wohl genauer erklären.

Die GVU war damals noch recht unbedarft, völlig überfordert mit der neuen deutsch-deutschen Situation. Videotheken schossen wie Pilze aus dem Boden, weil die Nachfrage nach West-Filmen im Osten immens war. Da gab es einiges nachzuholen. Und so öffnete eine Videothek nach der anderen, und zwar nicht nur in den größeren Städten, sondern flächendeckend in der gesamten ostdeutschen Provinz. Die zu registrieren, war das Ansinnen der GVU.

Ich hatte eine Lösung gefunden, um diese Listung zu bewerkstelligen, die so simpel wie effizient war: Ich schrieb die Kulturämter aller möglichen Kuhbläken zwischen Kap Arkona und Plauen an und teilte denen mit, dass ich einen Videotheken-Führer herausbringen wolle und gerne wüsste, wo sich in ihrer Stadt, ihrem Dorf, ihrem Landkreis eine Videothek befinde. Vom Kulturamt ging meine Anfrage ans Gewerbeamt, und die schickten mir dann alles, was ich brauchte. Die Arbeit war also ruckzuck erledigt. Und anständig bezahlt.

Etwas später organisierte ich für die GVV-Leute unter anderem Betriebsvergnügen, Reisen nach Meissen und Dresden und machte auch mal vier Wochen die Razzien mit, die die durchführten. Degner gemeinsam mit der Polizei gegen Produktpiraterie – kaum vorstellbar. Als Piratenjäger war ich letztlich nur wenig ehrgeizig, aber es war dennoch höchst interessant, das mal mitzumachen. Es waren seltsame, halb anarchische Zeiten damals im Osten.

Von höchstem Interesse bei diesen Razzien war beispielsweise »Jagd auf Roter Oktober« mit Sean Connery. Der Hollywood-Blockbuster kam gerade neu in die Videotheken und stand natürlich im Fokus der Produktpiraten. Es gab da einen Typen, der schon eine Weile unter Beobachtung stand. Dass einem Produktpiraten ausgerechnet ein U-Boot-Film zum Verhängnis werden sollte! Der Mann hatte sich »Jagd auf Roter Oktober« ausgeliehen. Als er die Videokassette zwei Tage später zurückbrachte, wurde seine Wohnung von der Polizei durchsucht. Und die Wohnungen einer ganzen Gruppe von Leuten in anderen Orten gleich mit. Man fand massenhaft Raubkopien.

Ein interessantes, kleines Intermezzo in meinem Leben. Und weil ich dabei gute Arbeit geleistet hatte, wollte mir Gerhard einen Gefallen tun. Ein Satz sollte ausschlaggebend werden: »Udo Jürgens, das wäre mal was!« Einige Veranstaltungen hatte ich schon organisiert, das Konzert von Daliah Lavi stand an. Dadurch hatte ich die Oper an der Angel, auch wenn ich vorher kartonweise exquisites



französisches Parfüm für die Damen dort hatte reinschleppen müssen. Und ich musste an Udo Zimmermann, dem Intendanten, vorbei. Nicht der unkomplizierteste Zeitgenosse. Ein Künstler, ohne Zweifel, mit sehr ausgeprägtem Ego, aber ich kam gut klar mit dem. Und was weit wichtiger war: er mit mir.

Nach meinem Jürgens-Satz fuhr Gerhard am Frankfurter Flugplatz auf einer Rolltreppe. Ihm entgegen kam Fritz Rau. Es folgte ein kleines Gespräch im Vorbeifahren: »Mensch, Fritz, schön, dich zu sehen!«, rief Gerhard, »Ich muss dich unbedingt sprechen. Warte doch unten mal kurz.« Und so wartete Fritz am Fuß der Rolltreppe. Dort begrüßten sie sich mit Handschlag, und Gerhard berichtete von meinem Wunschtraum. »Fritz, der Peter ist bestimmt interessant für dich, mit dem solltest du dich mal unterhalten«, schloss er.

Unmittelbar danach rief Gerhard mich an und erzählte mir die Rolltreppe-Geschichte. »Was du daraus machst«, fügte er am Ende hinzu, »ist deine Sache.« Ein wenig »Peter, vergeiß das nicht!«, schwang in seinen Worten freilich mit. Doch das hatte ich nicht vor.

### *»Ich bin der Fritz«*

Mir war natürlich bewusst, wer Fritz Rau war und was der machte. Und wie gut er machte, was er machte, das wusste ich auch. Der Mann hatte einen Ruf, war eine Legende: seit den Sechzigern der wichtigste Konzertveranstalter Deutschlands. Der hatte Ella Fitzgerald und Miles Davis auf die Bühne gebracht. Auch Jimi Hendrix, Eric Clapton und Madonna. Und natürlich die Rolling Stones. Als Fritz seinen siebzigsten Geburtstag feierte, schickte Mick Jagger einen Gruß über den Radiosender HR3: »Congratulations Fritz, you're the Godfather of all of us.«

Ein Pate für die Künstler. So sahen die Künstler Fritz Rau. Als 1982 der von ihm geförderte Peter Maffay mit

seiner Band vor einem Konzert der Rolling Stones ausgepiffen und beworfen wurde, ist Fritz raus auf die Bühne und ließ das Publikum wissen: »Wenn ihr die bewerft, dann müsst ihr auch mich bewerfen!« Das ist imponierend. Schwer vorstellbar, dass heute ein Konzertveranstalter noch so hinter seinen Künstlern steht. Ganz abgesehen davon, dass ein solches Verhalten auch damals schon eher selten war.

Eines Tages klingelte mein Telefon, und am anderen Ende meldete sich Fritz Rau. Er sprach ganz ruhig, in hessischem Dialekt. Sehr freundlich stellte er sich vor, fragte, wie es mir so ginge. Er hatte den Spitznamen »Ayatollah Choleri«, soll heißen, der Mann fuhr schnell und heftig aus der Haut. Wenn dem die Hutschnur riss, brannte die Luft. Darüber kursierten unzählige Geschichten. Ich aber lernte ihn anders kennen. Interessiert fragte er, was ich als Nächstes geplant habe, und ich berichtete von Daliah Lavi in der Leipziger Oper. Wir plauderten noch etwas, er verabschiedete sich, und dann war erst mal Ruhe. War ich enttäuscht? Hatte ich mir mehr erhofft?

Am Abend, als Daliah Lavi spielte, tauchte Rau plötzlich auf. Kam unangemeldet, reiste inkognito nach Leipzig. Er wollte sehen, wie das abläuft, was ich da mache. Das passte sehr zur Art und Weise Fritz Raus: Nicht auf Gerede hören, ein wenig vorsichtig sein, sich selbst ein Bild machen. Nach der Vorstellung trat er an mich heran. Einfach so, aus heiterem Himmel erschien er im Foyer, kam zu mir mit den Worten: »Ich könnte glatt ein Peter-Degner-Fan werden. Ich bin der Fritz.« Ich war echt baff. Ob ich denn Zeit hätte, für ein Stündchen, fragte er.

Wir setzten uns im »Hotel Deutschland« in die Bar. Die machte um zwei zu, da waren wir immer noch am Reden. Wir nahmen uns ein paar Flaschenbier und tranken bis in die Morgenstunden weiter und quatschten. Irgendwann sagte Fritz: »Okay, lass uns Udo Jürgens machen.«

Meine Art, wie ich mich persönlich um die Gäste kümmerte, Präsenz zeigte, ohne mich in den Mittelpunkt zu

rücken, gefiel ihm. Dass ich mich nicht wie die Made im Speck in die erste Reihe brezelte, sondern am Rand, gar auf der Treppe Platz nahm. Um mich geht es schließlich nicht, ich bin der Gastgeber. Klagen, Probleme, Wünsche? Hier bin ich. Zu mir damit. Ich kümmerge mich. Ich stehe am Eingang, begrüße die Leute. Ein paar Worte hier, ein Scherz da. Fritz gefiel auch das Konzept »Treff mit P.D.«. Und mein Gaststar Daliah Lavi sowieso. Er sah, dass es bei mir anders ablief als sonst. Das Gesamtpaket stimmte, die Details und die Atmosphäre. Den prinzipiellen Arbeitsgrundsatz »Das Publikum ist wichtig!« teilten wir.

Ich hatte das Gefühl, als würde ich Fritz schon ewig kennen. Keine Fremdheit zwischen uns. Ich meinte, sehr genau zu wissen und zu spüren, wie der tickte. Für das Wohl der Künstler, zum Wohl der Gäste – das war auch Fritz Raus Devise. Natürlich fühlte er mir gehörig auf den Zahn. Ich glaube, es imponierte ihm, dass ich ganz klar sage, was ich nicht mache, welche Künstler für mich nicht infrage kommen – weniger der Qualität wegen als vielmehr wegen des persönlichen Geschmacks. Die Auswahl muss auch mir gefallen, was ich dem Publikum anbiete, muss zu dem passen, was ich mir unter einem gelungenen Abend vorstelle. Es muss auch mein Programm sein. Rockkonzerte zum Beispiel liegen mir nicht. Da hätte mir Fritz Rau natürlich einige Künstler vermitteln können. Ist aber nicht meins, nie habe ich eine komplette Platte von den Stones oder den Beatles gehört.

*»... der macht das etwas anders  
als ihr!«*

Ich stehe und stand immer für das, was ich mache. Ich mag weder die Anonymität noch die Beliebigkeit in der Programmausrichtung, wie sie heute bei den gängigen Veranstaltungen herrscht. Da werden Künstler wie Sauen durchs Dorf getrieben. Egal, um wen es sich handelt. Inhaltliche

Profile fehlen. Ob Schlager oder Heavy Metal – Hauptsache, die Kasse klingelt. Dass mangelndes Profil immer auch Zeichen mangelnden Charakters ist, ist heute scheinbar kein Problem mehr.

Ich achte auf die Kleinigkeiten, auf Details. Auch auf die atmosphärischen. Dazu gehört die persönliche Begrüßung der Gäste am Eingang, ein Scherz hier, ein Handkuss da. Im Gewandhaus platzierte ich unter dem großen Wandbild des Leipziger Malers Sighard Gille eine Zeit lang eine Big Band, die Glenn Miller und Duke Ellington spielte. Großartige, eingängige Stücke, bei denen man sich sofort gut aufgehoben fühlt. Die Leute plauderten und lachten. Das war wie Party, eine gelöste Stimmung froher Erwartung. Zelebrierte Vorfreude – so will ich das.

Fritz Rau wollte Udo Jürgens immer ins Gewandhaus bringen. Hat nie geklappt. Aber als ich Udo dann das zweite Mal verpflichtete, ist es gelungen. Das war für Rau das Größte und auch für Udo Jürgens etwas Besonderes. Zu Beginn des Abends kam der Verwaltungsdirektor des Gewandhauses zu mir. Er habe mit Udo gesprochen, behauptete er. Und der möge »die Mätzchen« nicht, die ich hier mit den Gästen veranstalte. Ich ging zu Udo in die Garderobe und befragte ihn dazu. »Was soll mich stören?«, fragte er verwundert. »Ich habe mit niemandem gesprochen und nichts dergleichen gesagt. Das ist doch herrlich hier. Die Leute kommen mit einer Bombenstimmung rein – da sing ich zwei bis drei Lieder, und der Saal kocht.« Aufmunternd sah er mich an. »Du tust mir doch einen Gefallen damit, wenn du das Publikum so empfängst.« Udos Zuspruch freute mich ungemein und stärkte mir den Rücken. Auf seine professionelle Meinung gab ich natürlich weitaus mehr als auf die einiger Gewandhaus-Mitarbeiter, die sich auf den Schlips getreten fühlten. Auch Kurt Masur sprach mir nach dem Jürgens-Konzert zu: »Respekt, Herr Degner, Sie haben in dieser Stadt mal ein bisschen Staub aufgewirbelt.«

Zu seinem sechsundsechzigsten Geburtstag lud mich Fritz nach Bad Homburg ein, wo er lebte. Gefeierte wurde groß im »Wasserweibchen«, der Kneipe von Raus Freundin. Inzwischen ist der Laden legendär. Kein Wunder bei den bekannten Gästen, die da regelmäßig saßen. Auch diesmal kamen sie wegen Fritz, der geladen hatte – ganz nach dem Motto: »Mit sechsundsechzig Jahren, da fängt das Leben an.« So saß die gesamte erste Liga der Veranstaltungszene des Westens zusammen. Namen, die mir damals noch nicht geläufig waren: Marcel Avram, der hatte für Michael Jackson fünf Welttourneen gemanagt und Tina Turner und Frank Sinatra betreut, Hermjo Klein, mit »Riverdance« erfolgreich und mit den Rolling Stones, Tom Jones und Liza Minnelli unterwegs, und andere. Alle unterhielten sich, tauschten sich aus, gingen freundlich miteinander um. Das war ein souveräner, weltläufiger Umgang, den heute wirklich kaum einer der sogenannten Eventmanager oder Veranstalter noch pflegt.

Ich war im »Wasserweibchen« der Einzige aus dem Osten, ein kleiner Wicht zwischen echten Riesen und manchem Scheinriesen, ein Exot. »Das ist mein Freund Peter Degner«, stellte mich Fritz Rau vor, »der macht das ganz anders als ihr hier.« Das proklamierte Anderssein schmeichelte mir. Alle waren neugierig und feierten mich regelrecht. Für die war ich als Kontakt interessant: ein Kontakt in den Osten. Das war ein Markt, den es zu erschließen galt, auf dem es Geld zu machen gab. Die Akzeptanz der Anwesenden, der scheinbare Austausch auf Augenhöhe war eine Streicheleinheit für mein Ego. Dieser Geburtstag war eines der schönsten Feste, die ich privat erlebte habe.

Einer der zahlreichen Gäste im »Wasserweibchen« war David Bowie. Ein großer Künstler – auch wenn mich seine Art Musik kaum interessierte; als Schauspieler mochte ich ihn lieber. Unser Kennenlernen war so freundlich wie kurz. Ich war viel zu verhalten, zu schüchtern, um ihn in ein ernstes Gespräch zu verwickeln. Außerdem war mein Englisch absolut armselig.

Onkel Fritz, der Cheflektor des Insel Verlags, hatte mir immer davon abgeraten, zu viel Energie in das Lernen einer Fremdsprache zu investieren. Russisch stand sowieso auf dem Stundenplan, und ab der siebten Klasse konnte man Englisch dazuwählen. Nur wo sollte man diese Sprache anwenden und vertiefen? Ins englischsprachige Ausland konnten wir nicht reisen. Brieffreundschaften gab es nur in Richtung Sowjetunion. Unser Englisch blieb demnach künstlich und steif. »Lerne du lieber richtig Deutsch!«, lautete Fritz' Rat. »Lerne, dich gut auszudrücken, in deiner eigenen Sprache zu artikulieren. Das können schon die meisten nicht mehr.« Womit er recht hatte. Man musste sich ja nur mal Parteitagreden anhören.

Im Kontext der Zeit ist es also nachvollziehbar, was mir Onkel Fritz nahegelegt hat. Heute bedauere ich, kein Englisch zu sprechen. Nach der Wende zog ich in Erwägung, das nachzuholen, aber die Zeit war so verrückt und mit Veränderungen und Arbeit gefüllt, dass dafür einfach kein Platz war. Ein Fehler, ja. Ich erlebte aber auch oft, wie gut eine Kommunikation jenseits der Sprache funktioniert.

Al Martino ist dafür ein schönes Beispiel. Den amerikanischen Sänger hatte ich in Leipzig, als gerade Wein- fest vorm alten Rathaus war. Ich brachte ihn ins Hotel, musste aber schnell wieder los, weil ich auf dem Fest ein paar Verpflichtungen hatte. Plötzlich kam Al Martino die Heinstraße zum Markt hochgeschlendert, mit einer Flasche Champagner unterm Arm. Wir setzten uns auf den Marktplatz und tranken zusammen den Schampus aus Plastikbechern. Sofort standen die Leute um uns herum. Wir hatten eine Menge Spaß, lachten und scherzten – auch über die Sprachbarrieren hinaus.